

Leseprobe aus:

Stefan Schwarz

Die Großrussin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

STEFAN SCHWARZ

Die Großrussin

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München
Abbildung Ben Sanders, eeewah / Getty Images
Satz Dolly PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26697 3



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

I've always been a coward
And I don't know what's good for me
Kate Bush, Hounds Of Love

Auf Grund eines Sees

Das ist das Ende.

Ich rutsche mit den Füßen voran vom Bootsrand und versinke. Das kalte Wasser schießt von unten in die Hosenbeine und klebt mir die Kleidung auf meine Haut. Blasen kostbarer Luft entweichen an die Oberfläche. Meine Füße sind im Eimer. Im Eimer ist Zement. Der Eimer stößt jetzt auf Grund. Meine Knie knicken ein, und ich kippe langsam und unabwendbar vornüber. Mit dem Gesicht in den Schlamm. Meine Handgelenke auf dem Rücken winden sich schmerzend in Kabelbindern.

Aus.

Vor vierzehn Tagen war ich noch bei der Darmspiegelung. Ohne Befund. «Also an Darmkrebs sterben Sie demnächst nicht!», hatte der Doktor gelacht. Er wird recht behalten. Demnächst sterbe ich ganz sicher nicht an Darmkrebs. Demnächst liege ich aufgedunsen im Schlick, und Aale schwimmen durch meine ausgefressenen Augenhöhlen.

Vorbei.

Sie werden mich nicht finden. Und das Schlimmste ist: Maïke wird niemals glauben, dass mir was zugestoßen ist. Ich bin einfach nicht der Typ, dem etwas zustößt. Ich bin immer

nur der Typ gewesen, der dabei war, wenn anderen etwas zustieß. Ich bin doch immer so vorsichtig. Sie wird denken, ich habe mich davongemacht. Sie verlassen. Wegen dieser Rusin! Sie wird sich ganz ernst zu Claudia und Julia setzen und sagen, dass Papa nicht wiederkommt, weil Papa jetzt eine andere Frau liebt. Sie wird in einem so ruhigen, so verständnisvollen Ton sprechen, wie sie noch nie zu Claudia und Julia gesprochen hat, und die beiden werden ihre Mama mit großen Augen anschauen, weil sie von nun an wissen, dass Erwachsene nur dann in einem ruhigen und verständnisvollen Ton sprechen, wenn etwas wirklich Schreckliches passiert ist.

Nein. So nicht!

Ich werde sterben, wie ich gelebt habe. Aufrecht!

Ich werde nicht im Schlamm verrecken. Ich werde mich aufstellen. Jetzt!

Als ich mein Gesicht aus dem Schlamm drehe, spüre ich etwas an meiner Wange. Ein Wurzelstock, aus dem ein glatter Stängel nach oben wächst. Eine Seerose. Ich wälze mich herum. Spüre Stängel um mein Gesicht, meinen Hals. Hier ist alles voller Seerosen. Langsam, aber sicher geht mir die Luft aus. Als Kind hatte ich beim Schwimmen immer fürchterliche Angst vor Seerosen. Was, wenn ich mich mit den Beinen in den langen Stängeln verfinge? Nicht mehr freikäme? Ertrinken würde?

Irgendwann ist diese Angst vor Seerosen vergangen. Ich weiß sogar recht genau wann. In der siebten Klasse. Im Biologieunterricht. Ökologie. Gewässerkunde.

Falls das wirklich Seerosenstängel sind ...

Luft hunger zieht meinen Leib zusammen.

Doch. Das müssen Seerosen sein. Was denn sonst?

Ich nutze den Luftmangel, der mich wringt, krümme mich noch mehr zusammen und stoße mich mit dem Kopf vom

Grund ab. Mein Körper federt nach oben, ich pendle ein paar Mal im Wasser herum und komme dann über dem schweren Eimer ins Lot. Ich beginne mich zu strecken, mein Herz pumpt in gewaltigen Kolbenhüben um das letzte Fitzchen Sauerstoff in meinen Adern. Mir wird flau. Jetzt nicht kollabieren. Ich recke mich schwindlig auf. Über meinem Kopf, an meinem Scheitel, ein Kitzeln. Ich ahne, was das ist.

Ich liebe Seerosen!

Mein Gesicht stößt durch die Wasseroberfläche. Nicht viel. So Oberkante Unterlippe. Egal. Luft.

Ich lebe.

Ein paar Meter weiter klatschen bedächtig die Ruder ins schwarze Wasser. In meiner Kehle würgt ein Schrei herum und möchte gern raus.

Idiooooot! Zu blöd, einen Mann im See zu versenken!

Ja, mein Guter, es ist ein populärer Irrtum, dass Seen in der Mitte am tiefsten sind. Der deutsche See ist keine Schüssel. Der deutsche See ist vielgestaltig. Hoho! Manchmal ist er in der Mitte tief. Manchmal ist er in der Mitte flach. So flach, dass ein Mann drin stehen kann. Sogar ein kleiner Mann. Inmitten kleiner Seerosen. Der Stängel der Kleinen Seerose ist maximal anderthalb Meter lang! Die allerliebste Kleine Seerose mit ihrer anmutigen weißen Blüte ist eine Zeigerpflanze für Verlandungszonen! Könnte man eigentlich wissen, wenn man im Biologieunterricht aufgepasst hat!

Das nenne ich Auslese nach Intelligenz. Von wegen, Schule spielt später keine Rolle mehr!

Aber gut. Nicht ausflippen. Mund halten. Ganz ruhig. Nicht schreien, nicht mal keuchen. Wenn das ginge, atemlos, wie ich bin ...

Zu spät. Der Ruderer hält mit dem Rudern inne. Er lauscht. Ich hechele mit offenem Mund. Wohl nicht geräuschlos ge-

nug. Der Mann taucht die Ruder langsam wieder ins Wasser, wendet das Boot und rudert ein paar Meter zurück.

Scheiße, scheiße, scheiße. Ich hab kaum genug Luft, aber ich muss noch mal abtauchen. Die Wasseroberfläche schließt sich wieder über mir. Ich hocke über dem im Schlamm hin und her wackelnden Eimer. Versuche, mich mit den zusammengebundenen Händen am Eimer festzuhalten. Rutsche ab. Ratsche mir die Haut am schartigen Blechrand auf. Der Schmerz treibt mir verräterische Blasen aus dem Mund. Links oben schwebt der schwarze Schatten des Bootes heran. Doch plötzlich wird alles licht und hell und weit vor Eingebung.

Der schartige Eimerrand! Binnen Sekunden reiße ich die Kabelbinder am Eimerrand auseinander. Die Ruder drehen drei Meter entfernt das Boot im Kreis. Der Mann sucht die Stelle, wo er mich ins Wasser gestoßen hat. Aber ich habe meine Hände wieder. Langsam – langsamer, als es meine nach Luft gierenden Lungen verlangen – tauche ich aus dem Wasser. Der Mann im Boot steht auf. Das Boot schwankt. Das Licht einer Taschenlampe geht an. Das Boot treibt sachte in meine Richtung. Der Mann leuchtet auf der anderen Seite ins Wasser. Der Lichtkegel der Lampe schwenkt langsam kreisend um das Boot herum auf meine Seite. Als das Boot nur noch einen Meter von mir entfernt ist, hebe ich meine wundgescheuerten Hände aus dem Wasser.

Der Leuchtkegel der Taschenlampe leuchtet zwei Hände an, die auf den Bootsrand greifen. Der Mann sieht mich, doch wenn er glaubt, dass ich zu ihm ins Boot will, liegt er falsch.

Er liegt nicht nur falsch. Er steht auch falsch. Nämlich steif und aufrecht. In einem Boot.

Ich formuliere es mal so: In Physik hat er auch nicht aufgepasst.

Je höher der Schwerpunkt, desto geringer die Stabilität.
Sechste Klasse.

Ich reiße das Boot herunter. Mit einem Fluchlaut verliert der Mann das Gleichgewicht und geht samt Taschenlampe auf der anderen Seite rücklings über Bord.

Das leere Boot macht einen Satz seitwärts. Dahinter gurgelt und schwappt das Wasser, bis der Mann nach drei Sekunden wieder auftaucht. Ohne Taschenlampe. Er macht wilde Schwimmbewegungen, was ja eigentlich unnötig ist. Er schnauft, wendet sich. Er glotzt hektisch nach allen Seiten, sucht Orientierung. Er fragt sich, wo ich bin.

Dann endlich sieht er mich. Ich stehe etwas wacklig in meinem Zementeimer zwischen Seerosen. Zwei Meter vor ihm. Wasser läuft mir von den Armen über das Gesicht.

Er fragt sich, warum ich hier so ruhig stehe.

Er fragt sich, warum ich die Arme erhoben habe.

Was ich da hochhalte.

Aber er braucht sich nicht mehr groß den Kopf zerbrechen.

Denn das tue ich jetzt!

Im Schilf weiter hinten flattern erschrockene Stockenten auf.

Die richtige Antwort war übrigens: ein Ruder!

Gut, dass es so dunkel ist. Ich will lieber nicht sehen, was hier jetzt so alles auf dem Wasser schwimmt. Es riecht ein bisschen nach Eisen. Das kommt vom Blut. Seine Eisenwerte scheinen okay gewesen zu sein. Hoffentlich hatte er nichts Übertragbares.

Mein Name ist Ullrich Hasselmann. Doktor Ullrich Hasselmann. Ich bin kein Arzt. Ich bin Altphilologe. Altphilologen beschäftigen sich mit Sprachen, die keiner mehr spricht. Mit Sprachen, die schon so lange tot sind, dass man gar nicht

mehr weiß, wie die Worte richtig ausgesprochen werden. Das ist kein besonders gefährlicher Beruf. Ehefrauen von Altphilologen fragen sich nie, ob ihr Mann heute heil nach Hause kommt. Altphilologen beschäftigen sich mit Inschriften, Büchern und Pergamenten. Die tun einem nichts. Wenn man bei einer Party gefragt wird, was man so macht, und man antwortet: «Ich bin Altphilologe!», sagen viele bloß «Soso» und gehen dann gleich ins nächste Zimmer, um zu gucken, wie es da so ist. Vielleicht sollte man einfach die Bezeichnung ändern? Aber es stimmt ja: Aufregende Berufe gehen anders. Wenn im Luxushotel morgens einer tot in seinem Erbrochenen liegt, steht nie ein graustoppeligter Ermittler vor der Leiche und knurrt: «Lassen Sie mich raten. Ein Altphilologe!» Und selbstverständlich werden Altphilologen nicht in Seen versenkt.

Der Mann ist nicht untergegangen. Er schwimmt mit ausgebreiteten Armen auf dem See, als wolle er ihn irgendwie umarmen. Seine Lederjacke hat einen Buckel voll Luft, und jetzt treibt er langsam und reglos auf mich zu. Es ist das Letzte, was er treibt. Ich will ihn schon fast mit dem Ruder wegstoßen, als mir einfällt, dass mein toter Mörder im Besitz einiger Sachen ist, die ich dringend brauche. Da er kopfwärts auf mich zutreibt, sein Kopf aber nicht mehr so richtig wie ein Kopf aussieht, tippe ich ihm erst mal mit dem Ruderblatt an die Schulter, drehe ihn von mir weg und ziehe ihn an der Jacke, mit dem Rücken voran zu mir. Ich hatte recht. Über der rechten Gesäßhälfte steckt eine Pistole im Hosenbund. In der Jackentasche finde ich den Autoschlüssel. Jetzt brauche ich nur noch das Boot. Es dümpelt ein paar Meter weiter zwischen etwas dichter wachsenden Seerosen. Ich stake mit dem Ruder in den Grund, kann mich so samt dem Eimer leicht ab-

stoßen und hüpfen vorsichtig zum Boot. Einmal wirft es mich noch um, weil ich gegen eine Wurzel gehüpft bin, aber ich komme schnell wieder auf die Beine. Dann kralle ich mir das Boot.

Leider bin ich mit meinen Zementfüßen zu schwer, um mich ins Boot hieven zu können. Wenn ich mich auf den Rand stütze, kippt es und säuft ab. Aber ranhängen geht! Ich hänge mich mit dem einen Arm hinten ans Boot und manövriere, mit der anderen Hand stakend, in Richtung Ufer.

Das Wasser wird flacher, am Uferrand lasse ich das Boot, falle mit dem Oberkörper auf die Erde, wälze mich an Land, setze mich auf. Wo ist der Jeep, mit dem wir hergekommen sind?

Ein Streifen Helligkeit am Horizont. Das muss die Stadt sein. Das Schilf und die Weiden stehen davor wie Scherenschnitte. Ein Suchbild aus Halmen und Ästen in Schwarz-Weiß. Finde das Auto. Ich habe einen kiloschweren Monofuß und kann nicht mal eben so um den See wandern. Bei genauerm Hinsehen erweist sich ein ferner Hügel rechts von mir als Autodach. Vielleicht achthundert Meter. Ich versuche zu hüpfen, aber mir fehlt der Auftrieb, den ich im Wasser hatte, zudem ist der Boden morastig. Mir bleibt nichts übrig, als mich hinzulegen und zum Auto zu rollen.

Ich wäre wirklich sehr froh gewesen, wenn ich über die Wiese hätte hüpfen können. Denn es ist eine Kuhweide. Flatsch. Roll. Flatsch. Es ist nicht unnormale, dass auf einer Kuhweide Kuhfladen liegen. Unnormale ist es, wenn sich bis zum Unterschenkel einzementierte Altphilologen über Kuhwiesen rollen.

Um es noch einmal ganz deutlich zu sagen: Ich habe nicht etwa aus Versehen einen langweiligen Beruf gewählt. Ich

habe Altphilologie studiert, weil ich mich eigentlich nur in der Vergangenheit sicher fühlte. In einer ganz und gar und unwiderruflich abgeschlossenen Vergangenheit. Einer Vergangenheit ohne Risse und Lecks, aus denen heimlich Unheil in die Gegenwart einsickern kann.

Das war schon als Kind so. Ich war ein Drinnenkind. Ein Stubenhocker. Ich habe viel gelesen. Ich wollte nicht draußen herumtoben, nicht mit anderen Jungs raufen und mir die Knie aufschlagen. Ich wollte keine Abenteuer erleben. Nicht auf Bäume klettern, nur um runterzufallen und dann querschnittsgelähmt zu sein. Oder Höhlen graben, die dann einstürzen und aus denen man erst gerettet wird, wenn das Gehirn leider schon etwas zu lange ohne Sauerstoff war. Ich wollte auch nicht mit Pfeil und Bogen hantieren und womöglich einem Spielkameraden das Auge ausschießen, um dann mein Leben lang Schuldgefühle zu haben.

Von heute aus gesehen, wirkt es fast, als hätte ich schon als Kind eine Art Vorahnung gehabt. Als hätte ich gewusst, dass das Leben nur darauf lauert, dass ich einen Fehler mache. Andere Menschen machen dauernd Fehler, absichtlich, fahrlässig, aus purer Dummheit oder Faulheit, und das Leben lässt es ihnen durchgehen. Ich habe in meinem Leben nur einen einzigen Fehler gemacht, aber dieser eine Fehler hat sich zu einer unglaublichen Katastrophe ausgewachsen.

Ich erreiche den Jeep und schließe ihn auf. Schalte das Licht an, damit ich endlich was sehe: meine wundgeriebenen Handgelenke. Meine mit Kuhdreck beschmierten Schultern. Meine Füße im Eimer. Der Mann hat den Schnellzement sogar noch mit dem Spatel glattgestrichen. Ich bin beinahe gerührt. Wenn man jemanden einzementiert, dann muss das auch ordentlich aussehen. Fast schäme ich mich, ihm so laienhaft

einfach den Schädel eingeschlagen zu haben. Das hätte ihm nicht gefallen. Da gibt es elegantere Möglichkeiten.

Ich rolle mich am Auto entlang zur Kofferklappe, öffne sie, hole das Radkreuz heraus und setze mich damit an den linken Hinterreifen, um den Eimer und den Zement um meine Füße zu zerschlagen. Das Zinkblech springt nach ein paar Schlägen auseinander, und ermuntert von diesem Erfolg, hämmere ich immer heftiger auf den nun in kleinen Brocken abspringenden Zement ein.

Zwei Minuten später zerreißt ein Schrei die nächtliche Stille.

Ich hatte keine ...

O mein Gott, ich hatte keine Schuhe aaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaa
aaaaaaaaaaaaaaaaaaaaan!

Vor acht Tagen war alles noch in Ordnung. Doch vor sieben Tagen begann sich die Ordnung meines Lebens plötzlich aufzulösen. An meinem vierundvierzigsten Geburtstag. Es war gegen zehn Uhr am Vormittag, als der junge Doktor Rieke durch die Tür in mein Büro kam und mich unter dem Tisch knien sah.

«Geht es Ihnen nicht gut?»

«Doch, doch», ich erhob mich ächzend und rüttelte mit dem Zeigefinger im rechten Ohr herum, «ich dachte nur einen Augenblick, ich hätte Tinnitus.»

Doktor Rieke war erst im letzten Wintersemester ans Institut für Alte Geschichte gekommen und mit meinen Sensibilitäten noch nicht vertraut.

«Und dazu mussten Sie unter den Tisch kriechen?»

«Ich war mir nicht ganz sicher. Es war so ein leises Rau-

schen. Und ich dachte, bevor ich jetzt ausflippe, horche ich mal lieber erst an der Heizung!»

«Und?»

«Was heißt hier: Und? Es ist die Heizung! Hören Sie nicht dieses Rauschen?»

Doktor Rieke verzog den Mund und äugte an die Decke, um sich auf die verlangte Wahrnehmung zu konzentrieren.

«Ich höre nichts.»

«Was? Wieso? Das Rauschen ist deutlich zu vernehmen. Wo Sie stehen, vielleicht nicht so deutlich, aber hier unten ...», ich kniete mich wieder hin und kroch unter dem Tisch an den alten, gusseisernen Heizkörper heran, «hier wird es richtig laut, das Rauschen. Das müssen Sie doch in jedem Fall hören können.»

Verzweiflung machte meine Stimme dünn. Was, wenn das ein pulsierender Tinnitus war, der mich mit mal lautem und dann wieder leisem Rauschen in den Wahnsinn treiben wollte?

«He, Hasselmann! Ich hab Sie verklappst. War nur Spaß! Klar höre ich die Heizung. Die alten Schrottdinger sind nicht entlüftet. Bleiben Sie mal schön relaxt.»

Ich stand auf, etwas böse.

«Was wollten Sie eigentlich von mir?»

«Hier, ich hatte mir einen Bleistift von Ihnen ausgeliehen.»

Er reichte mir den gelben Koh-i-noor Hardtmuth Härte HB herüber. Entsetzt riss ich mich herum und starrte auf die Stiftablage aus schwarzem Bakelit, wo der gelbe Koh-i-noor Hardtmuth Härte HB wahrhaftig fehlte.

«Sind Sie wahnsinnig? Sie können sich doch nicht einfach einen Bleistift bei mir nehmen!»

«Aber ... Moment mal», Doktor Rieke trat etwas verstört zurück, «ich habe mir gestern einen Filzstift von Ihrem

Tisch genommen, und Sie hatten überhaupt kein Problem damit!»

«Das ist doch was völlig anderes!», herrschte ich ihn an. «Nehmen Sie sich so viele Filzstifte, wie Sie wollen. Machen Sie sich von mir aus Filzlatschen aus meinen Filzstiften, aber dieser Bleistift liegt hier. Und zwar so!»

Ich nahm den Stift und legte ihn zurück an die erste Stelle der kleinen Reihe von Schreibwerkzeugen in der Bakelitschale. Ich hätte nicht sagen können, was diesen Bleistift von den anderen Stiften in meiner Stiftschale unterschied. Ich hätte nur sagen können, dass mir dieser Koh-i-noor Hardtmuth Härte HB seit Urzeiten heilig, heilig, heilig war.

«Alles klar», sagte Doktor Rieke. Für ihn war ich ab jetzt ein zwangsneurotischer Spießer, der Tinnitus kriegte, wenn sein Bleistift nicht millimetergenau am gewohnten Platz lag. Aber er irrte sich. Ich war kein Spießer. Wir haben alle unsere kleinen Heiligtümer.

Zur Mittagszeit hatte ich dann auf dem Weg über den Campus den Dekan getroffen und ihn gefragt, ob sich in Richtung meiner Bewerbung um den Lehrstuhl etwas getan hätte. Ich bin nicht sonderlich ehrgeizig, aber irgendwie denke ich, dass ich an der Reihe sein müsste. Ich bin jetzt Mitte vierzig, und irgendwann ist man für eine Professur zu alt. Es ist nämlich so, dass die Berufungskommissionen bei einem Bewerber ab einem bestimmten Alter glauben, es gäbe Gründe, weshalb man in diesem Alter noch keine Professur erhalten habe. Und ab dann kann man es wirklich vergessen.

Hinzu kommt: Es wachsen ja auch jedes Jahr gute Leute nach. Und nicht nur gute, vielleicht sogar bessere. Doktor Rieke hat gerade in den «Jahresschriften» einen vielbeachteten Aufsatz über die Panegyriken des Sidonius publiziert.

Und er wird Weiteres publizieren. Man ist schon auf ihn aufmerksam geworden. Und wenn man sich die Aufmerksamkeit der bundesdeutschen Altphilologen als etwas in seiner Menge Begrenztes vorstellt, dann dürfte klar sein, dass Doktor Riekes zunehmender Beachtung eine abnehmende Beachtung meiner Person gegenüberstehen wird.

Der Dekan hörte mir also zu und nickte, aber er nickte in einer Art und Weise, die mir gar nicht gefiel.

«Ja, die Professur. Opitz hat noch nicht mit Ihnen gesprochen? Opitz wollte doch mit Ihnen sprechen!»

Er blickte sich um, als wünschte er, dass Opitz um die Ecke käme und ihm dieses Gespräch abnehme.

«Sie haben doch letztes Jahr die Gastvorlesung in Freiburg gehalten? Nun, gestern ist ein Brief gekommen. Es hat sich jemand gemeldet, der Sie damals gehört hat. Er meint, Sie hätten dort das Existenzrecht der irischen Nation bestritten.»

«Das Existenzrecht der irischen Nation? Wie käme ich dazu?»

Der Dekan hob sein rechtes Knie, um seine Aktentasche darauf abzustellen. Dann wühlte er ein bisschen in ihr herum, zog schließlich ein Stück Papier aus einem Hefter und las mit angestrengten Augen daraus vor.

«Haben Sie damals gesagt, «Die Kelten – das ist und bleibt zu allen Zeiten dieselbe faule und poetische, schwachmütige und leichtgläubige, politisch durch und durch unbrauchbare Nation, und darum ist ihr Schicksal immer und überall dasselbe gewesen – als Gärungsstoff aufzugehen in einer staatlich überlegenen Nationalität?»»

«Ja, schon möglich, kommt mir bekannt vor, aber es ist ein Jahr her, das ist kein Spezialgebiet von mir, und ich meinte die Gallier zur Zeit von Julius Cäsar. Wer hat diesen Brief geschrieben? Asterix?»

«Ich wollte, es wäre so witzig, aber das ist es nicht. Ein irischer Student. Es stimmt natürlich, die Gallier waren Kelten. Aber: Die Iren sind Kelten. Die Amtssprache Irlands ist Gälisch, ohne jeden Zweifel eine keltische Sprache. Das muss auch Ihnen bewusst gewesen sein.»

«Gut, in Ordnung. Ich habe etwas gegen die Kelten gesagt, aber nur gegen die untergegangenen Kelten. Nicht gegen die leibhaftigen.»

«Für Iren macht das offenbar keinen Unterschied!»

«Und ob das einen Unterschied macht. Ich habe auch schon despektierliche Bemerkungen über die Phönizier gemacht. Ich habe mich zur Kultur der Hunnen, soweit man da überhaupt von Kultur sprechen kann, außerordentlich verächtlich geäußert. Und die Geschichte gibt mir ja wohl recht. Was will der Mann denn? Den Vorsitz der Vereinten Verschwundenen Nationen?»

«Der Student deutet an, dass er den Botschafter der Republik Irland über diesen Fall informieren wird.»

Der Dekan steckte den Brief wieder ein. Dass er mir nicht sofort beipflichtete, dass er diesen lächerlichen Wisch offenbar tatsächlich zu meinen Bewerbungsakten um den Lehrstuhl legen wollte, versetzte mich in einen Zustand ohnmächtiger Wut, und in dieser Ohnmacht entfuhr es mir:

«Aber so ist der Ire!»

Dem Dekan rutschte beinahe die Tasche vom Knie.

«Wie bitte?»

«Aber so», setzte ich erbleichend dem entflohenen Wort hinterher, «ist ... ist der Ihre ... ist es der Ihre Auftrag, diesen Brief als das zu sehen ... was er ist. Ein Missverständnis!»

Der Dekan nickte abwesend, als müsse er sich selbst bei irgendetwas zustimmen, und sagte dann mit gequälter Empfindung:

«Doktor Hasselmann, alle wissen, dass Sie ein guter Mann sind. Ein guter Mann der Bücher. Aber mit einem solchen Lehrstuhl sind Verpflichtungen verbunden. Internationale Verpflichtungen. Repräsentanzen. Das Ansehen der Universität. Wer immer diesen Lehrstuhl innehaben wird, muss geschmeidig im Umgang mit Menschen sein, bisweilen auch sensibel formulieren können, wenn Sie verstehen ...»

Ich winkte ab. Ich hatte verstanden. Der Dekan seufzte.

«Ich kann das nicht unter den Tisch fallen lassen. Was ist, wenn dieser Botschafter sich einschaltet? Ich muss diesen Brief der Berufungskommission vorlegen.»

Ich hätte damals nach Heidelberg gehen können. Vor dreizehn Jahren. Ich hatte gezögert, und Opitz hatte mich gebeten zu bleiben. Es war ein gutes Angebot, eine Dozentur. Dann habe ich Maike kennengelernt, und Maike hat mir früh bedeutet, dass sie mich nur hier und nicht in Heidelberg lieben könne.

Maike hat sowieso alles verändert.